

der Revolution ein Haus bei Twer besitzen, Kira?"

„Ich glaube, ja.“

„Vor einigen Tagen hörte ich eine Geschichte über dich — dein Vater soll nämlich eine Menge Juwelen und Geld in einem Hause, das er einstmals dort besaß, vergraben haben.“

Die Unterhaltung hatte überall aufgehört. „Gott, was Sie sagen!“ rief jemand. „Zoya, bist du verrückt geworden?“ Seryozha versuchte, seine Hand über ihren Mund zu legen.

Sie machte sich von ihm frei und fuhr fort, halb anklagend, halb höhnisch: „Ich hörte, du wärest vor ein paar Jahren dahingefahren, um das Geld zu suchen, und hättest entdeckt, daß deines Vaters Haus jetzt ein Hort für die Kinder der Fabrikarbeiter geworden sei. In demselben Zimmer, wo ein Teil deines Reichtums versteckt sein soll, schlafen heute zwanzig kleine Kinder. Warum bestichst du nicht eine der Pflegerinnen, damit sie dir beim Ausgraben hilft?“

Einige der Anwesenden schauten Kira bestürzt an. Sie saß da, blaß, ohne eine Miene zu verziehen. Andere beobachteten Zoya, auf deren Wangen das böse Rot einer plötzlichen Hysterie brannte.

Auf Kiras Gesicht lag ein Lächeln, das Lächeln vollkommenen Sieges. Sie sagte ruhig: „Das arme Kind hätte nicht so viel trinken dürfen. Es weiß gar nicht, was es spricht.“

Bei diesen Worten sah Zoya Seryozha an. Als sie den strengen, eisigen Ausdruck seines Gesichts sah, brach sie in Tränen aus, verließ den Tisch und lief ins Haus, wo sie sich in einem Zimmer einschloß. Seryozha murmelte mir zu: „So eine Geschichte zu erzählen — eine Lüge, natürlich — vor all diesen fremden Menschen hier. Gott weiß, was für Unheil geschehen kann, wenn die Geschichte gewissen Leuten zu Ohren kommt!“

Mit dem nächsten Zuge brachte er Kira zurück nach Moskau. Erst viel später erschien Zoya mit stark verweinten Augen. Sie bat mich, sie nach Moskau zu begleiten, und während der ganzen

Fahrt wiederholte sie: „Ich wollte es nicht tun, ich wollte es nicht, aber ich hasse sie doch so sehr!“

Am folgenden Sonnabend vormittag traf ich Seryozha und Kira, wie sie die Arbat heruntereilten. Sie sahen sehr glücklich aus. „Komm mit uns“, sagten sie. Wir betraten ein schmutziges Gebäude, das seit der Zeit Alexanders des Dritten nicht gelüftet worden war. Einige Paare warteten in dem schlecht beleuchteten Gang. „Wir wollen uns jetzt trauen lassen“, erklärte mir Seryozha, „und morgen lassen wir uns in der Kirche noch einmal trauen. Dann werden wir bei ihrer Mutter wohnen, in einem Zimmer.“

Am nächsten Abend rief mich Zoya an. Das Telefon konnte die Tränen in ihrer Stimme, und wahrscheinlich auch in ihren Augen, nicht verheimlichen. Aber tapfer sagte sie: „Sie haben sich trauen lassen? Auch in der Kirche? Wie unnötig das war! Na, sie soll ihn zwei Monate haben, dann werde ich ihn ihr wegnehmen. Sie ist nicht hübsch, dabei auch eingebildet; beides mag er nicht.“

Ihre angenommene Tapferkeit verließ sie plötzlich und sie schluchzte: „Ach, wenn ich bloß ein Zimmer hätte! Wofür kann er sie sonst geheiratet haben? Was kann sie ihm sonst geben, das ich . . .“

Eines Abends im Herbst traf ich Zoya in der Oper. Während der Pausen geht das Publikum jetzt in der Marmorhalle auf und ab, wo ehemals nur der Adel stolzieren durfte. Sie ging in der Reihe der Menschen am Arme eines amerikanischen Ingenieurs, der vor kurzem nach Moskau gekommen war.

Sie stellte ihn mir vor und sagte dann: „Er versteht kaum Russisch. Ich kann ihm alles sagen, was ich will. Wissen Sie, daß Seryozha bei der Prüfung für das Technikum wieder durchgefallen ist? Im Büro hat man es mir erzählt! Ich lernte Ihren Landsmann hier auf einer Gesellschaft kennen — er ist so nett zu mir. Houbigant-Lippenstifte und Coty-Puder kann er mir aus dem Auslande verschaffen. Und die Seide für meine Kleider!“